

# DIE ÄSTHETIK DES UNTERGANGS



Das Leben ist zuweilen paradox. Laub, zum Beispiel, ist die farbenreiche Demonstration des Untergangs. Der Herbst gehört zum Schönsten, was die Natur zu bieten hat: Sie dokumentiert Verfall als erlesenes Spektakel. Wenn Kunst dem Untergang nachspürt, kann – mit dem nötigen Abstand versehen – daraus etwas Ästhetisches werden, das den Kern des Dramas nur noch als Vorlage benutzt.

Die Projekt-Aktion „Titan-Wurzel“ (eine multimediale Installation von Hildegard Weber, Dirk K. Knickhoff, Ulrike E.W. Scholder und Elisabeth Schink) rekonstruiert einen Untergang und versucht gleichzeitig einen Brückenschlag. Es gibt ein Datum: 7. Oktober 1944. Damals fand die Bombardierung Kleves statt. Ein Untergang. Ein Ende als Anfang. Stellvertretend für ein ganzes System, dessen Ende später folgte, versank eine Stadt in ihren Trümmern.

Wer zum 'Projektraum' am Klever Bahnhof kommt, betritt den ersten Raum über Laub und Fotos. Das Laub: Bunttrocken. Die Fotos: Schwarzweiß. Darauf zu sehen: Ein Abgesang, dokumentiert in Bildern, aufgenommen von Hildegard Webers Vater Otto Weber. Vom Boden gehen die Bilder nahtlos in einen „Altar der Erinnerung“ über. Zeitzeugen werden beim Anblick dieser Bilder Geschehen und Umstände in Kopf, Herz und Seele wiederfinden: Das Leid, das Elend, die Verzweiflung. Drama ist ein Tattoo in der Seele.

Für die Nachgeborenen werden die Fotos zu einem „Ausflug in die Geschichte“ und bekommen – das passiert vielen kuratiert ausgestellten Kriegsbildern – plötzlich auch eine ästhetischen Ebene, zumal wenn sie in eine „multimediale Installation“ eingebettet sind. Embedded – gleich stellt sich im Hirn die Parallele zum Kriegsberichterstatter ein, der „an vorderster Front“ den Krieg stellvertretend miterlebt. Die Fotos einer untergegangenen Stadt machen nachdenklich, denn sie dokumentieren, indem sie ein Ende zeigen, auch

die Anfänge einer Verirrung, die zielstrebig auf die Zertrümmerung zusteuert.

Hildegard Weber sieht das Bildarchiv ihres Vaters als Vermächtnis und Verpflichtung, sich wieder und wieder der Geschichte zu stellen. Dabei belässt sie es nicht bei bloßen Zitat, sondern schafft eine Art zeitlicher Anbindung an das Jetzt – wie immer man es definieren mag.

Dass die Projekt-Aktion „Titan-Wurzel“ heißt, kann als Teil einer öffentlichen Warnung verstanden werden. Da ist eine Pflanze, die gigantisch aufblüht und dann binnen kürzester Zeit in sich zusammensackt und zu einem Nichts wird. „Die Pflanze braucht bis zur Blüte 15 bis 20 Jahre und wächst vor dem Aufblühen täglich mehr als zehn Zentimeter. Die eigentliche Blüte dauert dann nur ein bis zwei Tage.“ Ein besseres Symbol für Aufstieg und Fall eines geplant tausendjährigen Reiches ist schwer zu finden. Natürlich: So, wie die blühende „Titan-Wurzel“ Besucher anlockt, kann es auch der Geschichte gehen: Allzu schnell kann sie zu einem Transportvehikel für künstlerische Aussagen werden, die ohne das Drama des Hintergrundes blutleer dastünden. Eben hier liegt der gefährliche Spagat des Gedenkens.

Die Aktion im 'Projektraum' versucht einen Kontrapunkt. Im zweiten Raum: Ein Berg aus Papier. Zerknüllte Zettel, auf denen nichts steht, verleihen der Sprachlosigkeit die Farbe der Unschuld. Eine andere Lesart: Hier liegen – aufgestapelt – unbeschriebene Blätter der Opfer. Hier finden ausgelöschte Lebensentwürfe ein Ende. Heute würde man von den Kollateralschäden des Krieges sprechen. Aus dem Berg lugt ein Monitor: Zu sehen sind Bilder aus einer braunen Zeit. An der Wand: Ein CD-Player mit einer Schnur: Zieht man daran, wird eine Collage hörbar, in der sich zeitliche Ebenen vermischen.

Das Projekt „Titan-Wurzel“ greift optisch und akustisch nach den Besuchern. An der Wand und auf dem Boden – als Mahnung Fotos der „Titan-Wurzel“. In zwei weiteren Räumen: Arbeiten von Dirk D. Knickhoff, Ulrike E.W. Scholder und Elisabeth Schink, die den Weg in die Jetzt-Zeit suchen. Was noch fehlt: Ein gänzlich leerer Raum mit Platz für die Hör- und Seherlebnisse des Publikums. Ein Raum des Alleingelassenwerdens als logischer Folge vorangegangener Eindrücklichkeiten. Sprachlosigkeit ist schwer zu dokumentieren, wenn gleichzeitig die Kunst das Wort haben soll.

Der Berg aus weißen Zetteln kommt der Umsetzung des Grauens auf bedrückende Weise nah, weil er die Unschuld mit der Zerstörung kombiniert und dabei absolut sprachlos bleibt (und macht). Man wünschte sich nichts weiter als das aufgetürmte Papier, das den Weg in die Köpfe sucht und so die Straße in die Seele findet.

Es braucht eigentlich nicht das Laub des Eingangs, das den Zuschauer – quasi im Darübergehen – zum Täter macht. Natürlich gibt es die Totschlagsätze. Einer davon: Weniger ist mehr. Webers Papierhügel als einziges Objekt der Ausstellung wäre so stark daher gekommen, weil es nicht die Grenzüberschreitung zwischen Kunst und Dokumentation bewerkstelligt, sondern ein Stück der Einsamkeit hergestellt hätte, die dem Thema alle Möglichkeiten lässt ohne sich symbolhaft in den Weg zu stellen. Die „Ästhetik des Untergangs“ ist immer dann am stärksten, wenn sie den Untergang nicht zeigt, sondern einen künstlerischen Verweis erstellt. Im Angesicht vergangenen Leides muss die Kunst zur Fußnote der Geschichte werden, denn wenn es umgekehrt ist, verschieben sich die Gewichte. Es ist ja nicht mehr zu ändern. Kunst, die mit Gegenwart auf Gegenwart zielt, kann andere Mittel einsetzen – muss sie einsetzen, um nicht harmlos zu sein und kleingedacht zu werden.